

Benjamin Ziemann
Gesellschaft ohne Zentrum



Benjamin Ziemann

Gesellschaft ohne Zentrum

Deutschland
in der
differenzierten
Moderne

RECLAM

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist ausgeschlossen.

2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg
Printed in Germany 2024
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011423-0

www.reclam.de



Inhalt

- 1. Einleitung: Zur Geschichte der differenzierten Moderne 7**
 - 2. Gesellschaft ohne Zentrum. Differenzierung im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914 20**
 - 3. Die Differenzierung der deutschen Gesellschaft 1880 bis 1980. Eine Skizze 59**
 - 4. Funktionssysteme im »Dritten Reich«. Ein Problemaufriss 95**
 - 5. Differenzierung als Verlust und Gewinn: Die katholische Kirche in der Bundesrepublik 141**
 - 6. Der Code des Protests. Friedensbilder in westdeutschen Friedensbewegungen, 1945–1990 172**
 - 7. Die Codierung des modernen Sports 199**
 - 8. Die Metaphorik des Sozialen. Soziologische Selbstbeschreibungen der Gesellschaft im 20. Jahrhundert 239**
 - 9. Ausblick: Probleme funktionaler Differenzierung in der Gegenwart 265**
- Danksagung 281
Anmerkungen 283
Personenregister 333

1. Einleitung: Zur Geschichte der differenzierten Moderne

Seit 1900 setzte sich das Wettbewerbsprinzip in vielen Mannschaftssportarten durch. Ein wichtiger Wendepunkt dafür war das Jahr 1903, in dem erstmals eine deutsche Fußball-Meisterschaft ausgespielt wurde. Doch noch am Ende der Weimarer Republik verweigerten sich die meisten sozialdemokratischen Arbeitersportvereine dem Wettbewerb. Das Gleiche galt für die Sportmannschaften des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, des auf dem Papier überparteilichen, tatsächlich aber eng mit dem sozialistischen Arbeitermilieu verwobenen Veteranen- und Republikschutzverbands mit einer Millionenmitgliedschaft. Als die Handballmannschaft des Reichsbanner-Gaus Hamburg 1930 die Einladung erhielt, gegen die Handballer des Reichsbanners in Bremen zu spielen, legten die Hamburger Sozialdemokraten großen Wert darauf, dass dieses Spiel nicht als eine »Meisterschaft« annonciert werden solle. Aus »Prinzip«, so ließ man die Reichsbanner-Kameraden in Bremen wissen, würde man an einem »Wettbewerb« jeglicher Art nicht teilnehmen.¹

Am Sonntag, dem 17. Mai 1931, absolvierte Martin Niemöller seine Probeanstellung in Berlin-Dahlem. Bei diesem Ritual machte sich die evangelische Kirchengemeinde mit ihrem neuen Pfarrer vertraut, der in diesem wohlhabenden Berliner Vorort die dritte Pfarrstelle übernahm. Eine Lokalzeitung berichtete über die Predigt des später als Leitfigur der Bekennenden Kirche weltberühmten Pfarrers, aus Niemöllers Worten habe ein »lebendiger, energieerfüllter Kampfwille« gesprochen. Mit dieser Energie wandte er sich unter anderem, so der Zeitungsbericht, gegen das »Vordringen der Eigengesetzlichkeit auf allen Gebieten«.²

Im April 1945 gingen die Blütenträume der Nationalsozialisten von einem »Tausendjährigen Reich« endgültig ihrem Ende entgegen. Zugleich arbeitete die deutsche Justiz auf Hochtouren. An vielen Orten waren Amtsgerichte völlig unbeeindruckt von den Zeitumständen damit beschäftigt, für die jeweiligen Kläger

ausgebliebene Mietzahlungen einzutreiben, sich um die Schulden von kleinen Gewerbetreibenden zu kümmern und andere im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900 geregelte Streitfragen zu klären.³

Was haben diese drei Episoden gemeinsam, und was verbindet sie mit dem Thema dieses Bandes, der differenzierten Moderne? In allen drei Fällen geht es um funktionale Differenzierung und damit um ein grundlegendes Strukturprinzip der modernen Gesellschaft. Die sozialistischen Arbeitersportler im Reichsbanner verweigerten sich dem Code Gewinnen/Verlieren, mit dem sich der moderne, am Wettbewerb orientierte Sport als ein Teilsystem der Gesellschaft ausdifferenziert hat. Sport war für sie ein Teil der proletarischen Geselligkeit und zugleich ein Zeichen der Zugehörigkeit zum sozialistischen Milieu. Die kalte Logik eines Systems, in dem es in erster Linie um Gewinnen und Verlieren ging, lehnten sie ab.

Martin Niemöller teilte diese Besorgnis über die wichtigste Konsequenz funktionaler Differenzierung. Sie führt zur Herausbildung von spezifischen Feldern, die in ihren internen Operationen autonom sind und jeweils einer eigenen Rationalität folgen. Protestantische Theologen wie Ernst Troeltsch hatten dafür um 1900 den Begriff der »Eigengesetzlichkeit« entwickelt. Wie andere liberale Theologen sah Troeltsch darin eine Chance: Die christliche Tradition konnte produktiv neu interpretiert werden, wenn sie die jeweils spezifische Rationalität der modernen Wissenschaft, Wirtschaft und anderer Funktionssysteme anerkannte. Der konservative Lutheraner Niemöller sah darin hingegen eine große Gefahr. Denn mit dem »Vordringen der Eigengesetzlichkeit« war die christliche Religion nicht länger in der Lage, verbindliche Normen für Erziehung und Massenmedien, Wirtschaft und Politik zu prägen.

Schließlich folgten die Gerichte auch im »Dritten Reich« dem positiv gesetzten, in Gesetzen niedergelegten und damit ausdifferenzierten Recht, und zwar bis in die Stunde der Niederlage hinein. Für die Unterdrückung ihrer politischen Gegner ent-

wickelten die Nationalsozialisten einen außerhalb juristischer Normen operierenden »Maßnahmenstaat«, wie der Politologe Ernst Fraenkel bereits 1941 argumentierte.⁴ Gerade im bürgerlichen Recht hingegen, wo es um Verträge und andere Rechtsbeziehungen zwischen Privatleuten geht, änderten sich im »Dritten Reich« zwar manche Rechtsnormen. Das funktional ausdifferenzierte Rechtssystem folgte hier jedoch weiterhin – weitgehend – seiner eigenen Binnenrationalität, und zwar unabhängig davon, ob die Richter nun NSDAP-Parteimitglieder waren oder nicht.

Funktionale Differenzierung, die Ausbildung von spezialisierten Feldern oder Teilsystemen wie Massenmedien, Wirtschaft, Erziehung, Recht und Sport, ist eine wichtige Signatur der Moderne. Dementsprechend ist für viele Soziologen die Weiterarbeit an der Theorie funktionaler Differenzierung ein wichtiger Bestandteil ihres täglichen Geschäfts. Sie greifen dabei auf einen Strang der soziologischen Fachdiskussion über die Moderne zurück, der ihre Disziplin seit ihren Anfängen um 1900 begleitet hat. Heute als Klassiker verstandene Soziologen wie Émile Durkheim in Frankreich, Herbert Spencer in England sowie Max Weber und Georg Simmel in Deutschland stehen am Beginn dieser Tradition.⁵ Vor allem im deutschen Sprachraum hat Niklas Luhmann der Diskussion über funktionale Differenzierung wichtige neue Impulse gegeben. Im Aufbau seiner soziologischen Systemtheorie, die er seit den späten 1960er Jahren entwickelte, nimmt die Analyse funktionaler Differenzierung einen zentralen Platz ein.

Für Luhmann war funktionale Differenzierung der Schlüssel zum Verständnis der modernen Gesellschaft. Er verband die ältere Diskussion in seinem Fach auf innovative Weise mit dem von ihm entwickelten Konzept der Codierung von Kommunikation. Ein jeweils spezifischer binärer Code trägt für Luhmann entscheidend zur Ausdifferenzierung und Stabilisierung von Funktionssystemen bei. Denn damit können sie sich von ihrer gesellschaftlichen Umwelt unterscheiden und intern Komplexi-

tät aufbauen. Für Luhmann war somit die Unterscheidung von System und Umwelt leitend. Der Code markiert die Leitdifferenz, die Kommunikationen innerhalb eines Systems anleitet. Dementsprechend geht es in der Wissenschaft erst dann um ihr eigentliches Geschäft, die Erzeugung von wahren Aussagen, wenn sie sich in ihrer Arbeit allein am Code wahr/falsch orientiert, statt sich in der Forschung durch religiöse, moralische oder politische Gesichtspunkte beeinflussen zu lassen.⁶ Ein Funktionssystem muss noch weitere Strukturen aufbauen, um operieren zu können. Dazu gehören vor allem die nötigen Programme, um den Code anzuwenden. In der Wissenschaft sind dies etwa Methoden und Theorien.⁷

Luhmanns Theorie, das muss man betonen, ist nicht der einzige Referenzpunkt für Soziologen, die sich mit funktionaler Differenzierung auseinandersetzen. Gerade im englischen Sprachraum ist der Strukturfunktionalismus von Talcott Parsons, mit dem auch Luhmanns eigene Arbeit begann, bis heute wichtig.⁸ Aber in den ersten zwei Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts haben sich viele namhafte deutsche Soziologen mit dem Problem der funktionalen Differenzierung auseinandergesetzt und dabei an die Ideen Luhmanns angeknüpft, etwa in Arbeiten zur Soziologie der Religion oder der Wissenschaftssoziologie.⁹ Wichtig sind auch die Überlegungen von Armin Nassehi zu den Folgen funktionaler Differenzierung in der Gegenwart.¹⁰

Den Ausgangspunkt für meine eigenen Überlegungen bildet ein Problem. Von welcher konkreten Gesellschaft redet Luhmann eigentlich, wenn er über das Vordringen des Musters funktionaler Differenzierung spricht, und in welchem Zeitraum spielt sich dies ab? Dabei handelt es sich um einen Prozess, so viel wird schnell klar, und zwar um einen, der weit bis in die Frühe Neuzeit, also die Zeit von etwa 1500 bis 1800, ja zuweilen sogar bis in das Mittelalter zurückreicht. Gerade in der Frühen Neuzeit, das ist ein wichtiges Argument von Luhmann, gab es semantische Umstellungen und Innovationen, die über die hierarchische Differenzierung hinausweisen. Auf der Ebene der ge-

lehrten Semantik, also in den Traktaten und gelehrten Diskursen der Juristen, Theologen und Pädagogen, zeigen sich von 1500 bis 1800 vielfältige Bemühungen, die Autonomie von Teilsystemen vorwegnehmend zu begründen.¹¹ Dafür nur ein Beispiel: »Die Autorität, nicht die Wahrheit macht das Gesetz«, schrieb Thomas Hobbes 1668 in seinem Buch *Leviathan*. Mit dieser folgenreichen Feststellung leitete Hobbes einen Prozess ein, der zur »Differenzierung von Theologie und Jurisprudenz« und damit zu einem Recht führte, in dem es nicht mehr um Wahrheit, sondern letztlich allein um die Geltung positiv gesetzter Rechtsnormen ging.¹²

Ungeachtet dieser Umstellungen in der Semantik blieben die Gesellschaftsstrukturen bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein hierarchisch, waren durch das Oben und Unten von sozialen Ständen gegliedert. Frühmoderne Kleiderordnungen, je nach Stand spezifische, abgestufte Rechte – so auch noch im Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten aus dem Jahr 1794 – und die soziale Abstufung der nach Ständen getrennten Kirchenbänke beim sonntäglichen Gottesdienst sind anschauliche Beispiele dafür.¹³ Daraus können wir schließen, dass der Übergang zur funktionalen Differenzierung auf der Ebene der Strukturbildung um 1800 beginnt. Ab etwa 1880 ist dann in Deutschland die differenzierte Moderne voll ausgebildet. Ihre wichtigsten Strukturprinzipien sind bis in die Gegenwart gültig. Zumindest hat Luhmann selbst massive Kritik an der Vorstellung einer sogenannten Postmoderne geäußert. Diesen Begriff wies er als eine modisch ausgeschmückte Neubeschreibung einer in ihrem Kern identischen Moderne mit großem Nachdruck zurück.¹⁴

Funktionale Differenzierung war und blieb für Luhmann die wichtigste Strukturbildung der modernen Gesellschaft. Denn erst damit wird eine ihrer großen Leistungen möglich: In einer funktional differenzierten Gesellschaft kann eine Fülle von Problemen gleichzeitig bearbeitet werden. Das setzt die Kraft zur Spezifizierung frei. Im Wissenschaftssystem, um nur ein Bei-

spiel zu nennen, lassen die Universitäten die aus dem Mittelalter überlieferte Einteilung in vier Fakultäten (Philosophie, Theologie, Medizin und Jurisprudenz) endgültig hinter sich. Neue Disziplinen bilden sich aus, in den Natur- wie in den Sozialwissenschaften, und jede dieser Disziplinen generiert selbst wieder neue Subdisziplinen, die auf neue Probleme und Forschungsfragen reagieren. Die rasante Dynamik wissenschaftlich-technischer Neuerungen, die sich nicht erst mit der Computertechnik zeigt, wäre ohne diese Differenzierungsform unmöglich.

Doch auch wenn man den Gedanken ernst nimmt, dass funktionale Differenzierung für das Verständnis der Moderne zentral ist, sind Luhmanns Ausführungen zu diesem Thema aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive unbefriedigend. Da ist von der »Ausdifferenzierung von Funktionssystemen« zu lesen, wird über deren »Autonomie und strukturelle Koppelung« gesprochen und die Differenz von »Organisation und Gesellschaft« behandelt.¹⁵ Die hochgradig abstrakte Anlage all dieser Kategorien und ihrer Erläuterung ist bei Luhmann Programm, denn es geht ihm um soziologische Theorie. Sein Ziel ist es, der Soziologie ein Forschungsprogramm zu verordnen, das alle Gegenstände erfassen kann. Seine Theorie soll dazu beitragen, alle soziologischen Themen empirisch behandeln zu können. Er selbst hat davon gesprochen, dass in seiner soziologischen Theorie »der Flug« allein »über den Wolken stattfinden« müsse und mit einer »geschlossenen Wolkendecke zu rechnen« sei.¹⁶ Mit dieser Metapher vom Soziologen als einem Piloten, der nur mit Hilfe seiner Instrumente fliegt, ohne die wirkliche Welt unter ihm zu sehen, möchte Luhmann – durchaus berechtigt – vor dem übereilten Sprung in die empirische Konkretion warnen.

Aber irgendwann endet auch der längste Interkontinentalflug. Und wenn der an den Strukturen der Gesellschaft Interessierte auf das Vorfeld des Flughafens tritt, möchte er wissen, ob die Realität am Boden zumindest in den Grundzügen dem Bild entspricht, das die Theorie hoch über den Wolken entworfen hat. Das gilt gerade dann, wenn man dieses Interesse ins Histori-

sche wendet und danach fragt, wann, wo und mit welchen Folgen sich die Muster der funktionalen differenzierten Moderne durchgesetzt haben. Auf solche Fragen erhält man bei Luhmann selbst und in den im Anschluss an ihn vorgelegten Arbeiten nur wenige Antworten. Eine Vernachlässigung historischer Fragestellungen ist dafür verantwortlich. Systemtheorie war und ist in erster Hinsicht soziologische Theorie und nur zu einem geringen Grad historische Soziologie.¹⁷

An diesem Punkt setzt der vorliegende Band ein. Ich versuche darin, wichtige Aspekte des Prozesses der funktionalen Differenzierung am Beispiel der deutschen Gesellschaft von 1880 bis 1980 aufzuzeigen. Mein Ansatz ist der eines Historikers, weshalb ich primär auf empirischer Basis argumentiere.¹⁸ In welcher Form setzte sich funktionale Differenzierung als wichtiges Strukturmuster der modernen Gesellschaft durch? Welche Felder oder Teilsysteme waren die Vorreiter dieser Entwicklung? Wie verändert sich unser Bild der deutschen Gesellschaft im Kaiserreich bis 1918, wenn wir uns auf die Dynamik der Differenzierung konzentrieren? Welche Probleme warf das Strukturmuster funktionaler Differenzierung auf, nachdem es sich weitgehend durchgesetzt hatte, und welche Widerstände rief es auf den Plan? Weiterhin ist zu fragen, in welcher Beziehung die funktional differenzierte Moderne zur destruktiven Energie der Gesellschaft in der NS-Zeit von 1933 bis 1945 steht. Der soziologischen Systemtheorie ist nicht zu Unrecht vorgeworfen worden, sie interessiere sich bestenfalls am Rande für die Frage, ob und wie die Dynamik der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts auf Strukturmuster der Moderne zurückgeht.¹⁹ Dieses wichtige und komplexe Thema kann ich hier zwar nicht systematisch erörtern. Aber ich will die Frage behandeln, ob der NS-Staat funktionale Differenzierung tatsächlich komplett unterbrach, wie allgemein behauptet wird, oder ob er sich nicht auch mit diesem für die Moderne so wichtigen Ordnungsmodell arrangieren musste.²⁰

Mit Blick auf die Bundesrepublik wird niemand bestreiten,

dass ihre Gesellschaft »modern« ist. Das heißt aber nicht, dass die für die Zeit bis 1945 aufgeworfenen Fragen damit gegenstandslos wären, im Gegenteil. Darin unterscheidet sich mein Ansatz von der klassischen Modernisierungstheorie, die sich bei Historikern vor allem in den 1970er Jahren einiger Beliebtheit erfreute. Diese Theorie postulierte Kriterien für den Übergang von einer traditionalen, vormodernen Gesellschaft zu einer modernen. Andere Historiker kritisierten daran nicht nur die holzschnittartige Vorstellung von »der« Vormoderne, die dem zu grunde lag. Sie wiesen auch auf die normative Grundlage der Theorie hin, in der alles auf ein klares, positiv besetztes Ziel zulief. Modernisierung endete in einer westlichen Moderne, die nicht zufällig genauso aussah wie die amerikanische Gesellschaft der 1960er Jahre.²¹ Ich knüpfe an die Diskussion um die historische Entwicklung der Moderne im Buch an, verwende aber den Begriff der Modernisierung nicht, der Tradition und Moderne unterscheidet. Ich bin dagegen gerade für die Zeit nach 1945 daran interessiert, wie sich die moderne Gesellschaft weiter verändert und neue Problemlagen aufwirft, die sich aus dem »modernen« Muster der funktionalen Differenzierung ergeben statt aus traditionalen Überhängen.²²

Für die Zeit nach 1945 knüpft mein Band auch an eine Diskussion an, die der Zeithistoriker Hans Günter Hockerts angestoßen hat. Hockerts unterscheidet eine Zeitgeschichte, die sich auf die »Nachgeschichte« vergangener Probleme fokussiert, von einer, die sich als »Vorgeschichte heutiger Problemkonstellationen« versteht.²³ Themen wie die Wiedergutmachung von NS-Opfern, die Entnazifizierung und überhaupt der gesamte Komplex der politisch-moralischen Hinterlassenschaft der beiden deutschen Diktaturen lassen sich so als »Nachgeschichte« vergangener Probleme verstehen. Hockerts verweist darauf, dass mit dem Blick auf die Vorgeschichte heutiger Problemkonstellationen auch ein Perspektivenwechsel verbunden ist. Als Beispiel nennt er das Wirtschaftswachstum. Aus der Perspektive der Großen Depression der späten 1920er Jahre löste es Probleme

wie die Massenarbeitslosigkeit und damit verbundene soziale Konflikte. Aus dem Blickwinkel einer Vorgeschichte der Gegenwart wird hingegen sichtbar, dass unkontrolliertes Wachstum tiefgreifende ökologische Probleme erzeugt, die katastrophale Folgen haben.²⁴ Problematische Nebenfolgen können auch dann entstehen, wenn sich Institutionen auf die funktional differenzierte Moderne einlassen und die »Eigengesetzlichkeit« der Funktionsbereiche anerkennen. Das hat etwa die katholische Kirche getan, als sie im Zweiten Vatikanischen Konzil ihre antimoderne Grundhaltung aufgab und es sich zur Aufgabe machte, die »Fremdperspektive« der nicht zur Religion gehörenden Funktionsbereiche in ihre Verkündigung zu integrieren.²⁵ Das war ein gewaltiger, geradezu epochemachender Schritt in die Moderne. Aber war es nicht zugleich der Sprung in eine potentiell »gefährliche Modernität«? Denn die Anpassung an deren Strukturprinzipien, so lässt sich argumentieren, erschwerte zugleich die erfolgreiche Verkündigung des christlichen Glaubens, indem sie das Mysterium des Glaubens rationalisierte.²⁶

Das Beispiel der katholischen Kirche zeigt, dass sich die Durchsetzung und die Folgen funktionaler Differenzierung letztlich nur im globalen Maßstab systematisch analysieren lassen. Dabei geht es zum einen um die Frage, ob nicht besser von unterschiedlichen Formen und Varianten der Moderne zu sprechen ist, die nicht alle dem westlichen, europäischen Modell folgen müssen, das sich seit etwa 1800 ausbildete.²⁷ Zum anderen geht es darum, ob aus der Globalisierung des 19. Jahrhunderts eine Weltgesellschaft hervorgegangen ist, die gerade darauf basiert, dass funktional definierte Felder wie Wirtschaft, Massenmedien, Wissenschaft und auch Religion über nationale Grenzen hinweg in einer dichten globalen Vernetzung operieren.²⁸ Der Historiker Jürgen Osterhammel hat in seinen bahnbrechenden Arbeiten gezeigt, wie sich das Konzept der funktionalen Differenzierung für eine historische Analyse der Globalisierung im 19. Jahrhundert fruchtbar machen lässt.²⁹

Vor diesem Hintergrund ist die Rede von einer national um-

grenzten »deutschen« Gesellschaft zunächst nicht mehr als eine heuristische Fiktion, also eine in der Wirklichkeit so nicht aufzufindende, für Forschungszwecke benutzte Vorstellung. Gleichwohl ermöglicht sie wichtige Einsichten, zumal die Durchsetzung und Form der differenzierten Moderne in manchem nationalspezifischen Mustern folgte. Dies zeigt sich beispielweise in der zeitlichen Verzögerung gegenüber Großbritannien und den USA, mit der sich der Sport als Funktionssystem in Deutschland ausdifferenzierte.³⁰ Auch die Beobachtungen und Beschreibungen dieser Moderne fanden überwiegend in nationalen Diskussionsgemeinschaften statt.³¹ Schließlich – und dieses Argument scheint mir besonders wichtig – war die deutsche Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts maßgeblich durch zwei Diktaturen geprägt. Sowohl NSDAP als auch SED mussten auf die Herausforderung reagieren, welche das Muster funktionaler Differenzierung für ihr Ziel der politischen Steuerung der Gesellschaft bedeutete. An dieser Stelle wird auch deutlich, warum der oft vorgebrachte Einwand, die Theorie funktionaler Differenzierung sei teleologisch, haltlos ist. Denn der Differenzierungsprozess steuert nicht unausweichlich auf ein vorgegebenes Ziel zu. Vielmehr stemmten sich die beiden deutschen Diktaturen – in jeweils unterschiedlicher Form – gegen dieses Differenzierungsmuster.³²

Ich konzentriere mich also, im Wissen um die Grenzen dieses Zugriffs, aber zugleich im Bemühen um Anschaulichkeit und Konkretion, auf Fallstudien zur deutschen Gesellschaftsgeschichte von 1880 bis 1980. Ich tue dies in der Hoffnung, damit wichtige Facetten der funktionalen Differenzierung als historischer Prozess zu verdeutlichen. Zugleich will ich so einen Beitrag zur Vorgeschichte der Gegenwart jener Moderne liefern, in der wir in Deutschland heute leben. Der Begriff der Moderne ist, wie oft notiert wurde, sowohl ein »Kampfbegriff« zur Markierung theoretischer Positionen als auch eine mit positiver Wertladung versehene Vorstellung.³³ In historischen Analysen lässt sich dennoch nicht darauf verzichten. Dabei kommt es vor allem darauf

an, Moderne nicht als einen Katalog von Merkmalen wie Industrie, Städtewachstum oder das Vorhandensein eines Bürgertums zu verstehen. Es handelt sich vielmehr um eine Kategorie, die das Nachdenken über die Form der heutigen Gesellschaft ermöglicht und den Blick auf die Unterscheidungen lenkt, die für ihr Operieren zentral sind.³⁴ Ich verwende das Konzept der Moderne also nicht als einen Epochenbegriff, sondern als einen Problembegriff, der die Aufmerksamkeit für eine bestimmte Fragestellung schärft.³⁵ Meine Hoffnung ist, dass der ungewohnte Blick, den der Fokus auf funktionale Differenzierung eröffnet, neue Einsichten in die deutsche Geschichte seit 1880 ermöglicht. Die sozialhistorische Forschung zur Frühen Neuzeit von 1500 bis 1800 hat sich seit längerem mit Gewinn von Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie inspirieren lassen.³⁶

Ich verstehne funktionale Differenzierung als ein Thema, das an der Schnittstelle von Soziologie und Geschichtswissenschaft angesiedelt ist. Das spiegelt sich auch im Aufbau dieses Bandes wider. Es geht in erster Linie um die historische Analyse von Differenzierungsmustern, wobei es sowohl um die Gesellschaft insgesamt geht – mit allen konzeptionellen Problemen, die dieses kleine Wort »insgesamt« aufwirft – als auch um die spezifische Perspektive einzelner Funktionssysteme. Ein wichtiges Thema ist das der Codierung. Mit dem Begriff des »Codes« bezeichnet Luhmann jene zentrale Unterscheidung, mit der Funktionssysteme ihre Operationen steuern und ihre Grenzen markieren: wahr/unwahr, krank / nicht krank, Recht/Unrecht, um nur einige Beispiele zu nennen. Der Code ist somit von zentraler Relevanz für die Selbstbezüglichkeit, die funktionale Differenzierung ermöglicht und trägt.³⁷

Diese Perspektiven prägen auch die Struktur des Buches. Der erste Teil des Bandes enthält historische Fallstudien. Zunächst analysiere ich die Dynamik funktionaler Differenzierung im Kaiserreich. Dabei wird deutlich, wie modern die deutsche Gesellschaft um 1900 bereits war und wie sehr sie unserer heutigen Gegenwart ähnelt. Das dritte Kapitel skizziert im historischen

Längsschnitt wichtige Differenzierungsmuster der deutschen Gesellschaft von 1880 bis 1980. Im vierten Kapitel liegt der Schwerpunkt auf den Jahren des »Dritten Reiches« 1933–1945. Dabei diskutiere ich, wie das NS-Regime auf funktionale Differenzierung reagierte und versuchte, sich ihre Dynamik zunutze zu machen. Daraus ergeben sich zugleich neue Perspektiven im Hinblick auf die wichtige Frage, auf welcher sozialen Grundlage die NS-Herrschaft basierte. Kapitel 5 ist den Auswirkungen funktionaler Differenzierung auf Religion und Kirchen gewidmet. Hier knüpfe ich in modifizierter Form an das Säkularisierungskonzept an. Am Beispiel der katholischen Kirche in der Bundesrepublik hebe ich hervor, dass Verlusten durch Differenzierung auch ein Gewinn an pastoraler Kompetenz gegenübersteht.

Der zweite Teil dieses Bandes bietet historische Fallstudien zur Codierung. Am Beispiel der Friedensbewegungen in der Bundesrepublik zeige ich, dass auch Protestbewegungen einen kommunikativen Code benutzen. Mit seiner Hilfe unterscheiden sie sich von ihrer gesellschaftlichen Umwelt. Zugleich dient er ihnen dazu, das Thema zu verdeutlichen, auf das sich ihr Protest richtet. Wie sich ein Funktionssystem herausbildet, diskutiere ich im Detail am Beispiel des Sports im siebten Kapitel. Der Sport ist nicht nur deshalb ein interessantes Beispiel, weil seine Ausdifferenzierung historisch gesehen relativ spät erfolgte. Zugleich kann ich – auch in Auseinandersetzung mit der soziologischen Diskussion – verdeutlichen, warum der Code des Sports dafür entscheidend war.

Der dritte Teil widmet sich der Verwendung des Differenzierungsbegriffs in der Soziologie. Dabei zeige ich auf, dass das Wissen um funktionale Differenzierung um 1900 nicht nur in Deutschland im Zentrum soziologischer Selbstbeschreibungen der Gesellschaft stand, von Durkheims Theorie der Arbeitsteilung bis hin zu Max Webers Vorstellung miteinander konkurrierender Wertsphären. Am Ende des Bandes steht ein kurzer Ausblick auf Probleme und Folgen funktionaler Differenzierung in der Gegenwart.

Die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft verfügt nicht über eine Kommandozentrale, von der sich die gesamte Gesellschaft überblicken und steuern lässt. Noch hat sie ein ethisches Zentrum, das moralische Wertnormen verbindlich festlegen kann. Sie ist vielmehr, wie Niklas Luhmann es formuliert hat, »eine Gesellschaft ohne Spitze und ohne Zentrum«.³⁸ Warum das so ist, davon handelt dieser Band.

2. Gesellschaft ohne Zentrum. Differenzierung im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914

In die historische Debatte um das 1871 gegründete Deutsche Kaiserreich ist erneut Bewegung gekommen.¹ Auf der einen Seite steht eine optimistische Lesart, welche das Kaiserreich im »Aufbruch in die Moderne« sieht. Als wichtigste Indizien für diese These gelten neben dem trotz mancher Konjunkturschwankungen anhaltenden Boom der industriellen Wirtschaft die zahlreichen »Aufbrüche« und »Reformen« in den Bereichen der Sozialpolitik, Geschlechterverhältnisse und Gesundheitsfürsorge. Der spätestens seit 1890 auf breiter Front hervortretende Reformeifer – so diese Lesart – bezog seine Kraft aus der Zivilgesellschaft, also den zahlreichen Vereinen und Verbänden, in denen sich reformbereite Bürgerinnen und Bürger zusammenschlossen. Aber der bei weitem wichtigste Faktor war die »Massenpolitisierung«.² Diese wiederum basierte – daran besteht kein Zweifel – auf dem bereits 1867 für die Wahlen zum Reichstag des Norddeutschen Bundes eingeführten allgemeinen, gleichen und direkten Männerwahlrecht. Dieses inklusive und egalitäre Wahlrecht war damals ein revolutionärer Schritt – nur Griechenland, Frankreich und, auf der Ebene der Kantone, die Schweiz praktizierten zu diesem Zeitpunkt ein ähnlich progressives Wahlrecht. Seine Ausübung schliff habituelle Muster der Unterordnung ab: Katholiken gaben ihre Stimme nicht mehr automatisch katholischen Aristokraten, sondern stattdessen Priestern, die mit populistischer Rhetorik für die kleinen Leute sprachen. Kleinstädtische Wähler folgten nicht mehr blind den Wahlempfehlungen der konservativen Beamten. Erst das progressive Reichstagswahlrecht machte schließlich den Aufstieg der Sozialdemokratie zur stärksten Partei nicht nur an den Wahlurnen, sondern auch im Reichstag 1912 möglich. Die antiquierten, auf dem Stand von 1871 eingefrorenen Wahlkreisgrenzen hatten ihn bis dahin zwar verzögern, aber nicht aufhalten können.³

Auf der anderen Seite stehen jene Historiker, welche trotz al-

ler Demokratisierungstendenzen die autoritäre Grundstruktur des politischen Systems betonen. Zu deren Merkmalen zählt etwa die konstitutionelle Sonderstellung des Militärs und die trotz der zunehmenden Aufgabenlast des Reichstages ausbleibende Parlamentarisierung. Der Reichskanzler und die anderen Mitglieder der Reichsleitung waren bis zum Oktober 1918 allein vom Vertrauen des Kaisers abhängig, nicht aber vom Votum der Reichstagsmehrheit. Hinzu kam die auf dem Papier unpolitische, in der Realität aber konservativ-autoritäre »Beamtenherrschaft« und nicht zuletzt die »Radikalisierung« des neuen »Reichsnationalismus«. Dies sind nur einige Stichworte dieser negativen Bilanz der Reformfähigkeit der wilhelminischen Politik.⁴ Gegen eine allzu optimistische Lesart des vom allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht ausgehenden Wandels haben sich auch Kenner der Wahlgeschichte des Kaiserreichs gewandt. Sie weisen auf die andauernde Dominanz ungleicher, nach Besitz oder Vermögen unterscheidender Wahlrechtssysteme in den Bundesstaaten hin, von denen das grotesk ungerechte Dreiklassenwahlrecht für den preußischen Landtag nur ein besonders notorisches Beispiel war. Dabei darf nicht vergessen werden, dass es in Bundesstaaten wie Hamburg (1906) und Sachsen (1896) Versuche gab, die Stellschrauben anzuziehen und ein noch stärker ungleiches Wahlrecht einzuführen. In diesem Sinne hat der Historiker James Retallack mit guten Gründen von »Wahlen ohne Demokratie« gesprochen.⁵

Ein Primat der Politik?

In dieser Debatte haben beide Seiten gute Argumente. Vieles spricht allerdings dafür, dass es eine tiefgreifende politische Reformblockade im Kaiserreich gab. Ungeachtet der vielfältigen Revisionen, welche die Forschung in den vergangenen beiden Jahrzehnten am älteren Bild der sozialhistorischen Ursachen eines »deutschen Sonderweges« vorgenommen hat, bleibt die Be-

harrungskraft der reformfeindlichen Kräfte ein zentrales Element der Politikgeschichte des Kaiserreichs.⁶ Dabei ist nicht zuletzt zu berücksichtigen, dass die Entscheidung Berlins im Juli 1914, den deutschen Juniorpartner Österreich-Ungarn bei der Entfesselung eines europäischen Krieges zu unterstützen, auch durch die mangelnde parlamentarische Kontrolle der Machtzentralen des Kaisers und der Reichsleitung ermöglicht wurde.

Fraglich ist allerdings, ob diese Blockade des politischen Systems zum Maßstab für ein Gesamтурteil über die Geschichte der *Gesellschaft* des Kaiserreichs gemacht werden kann. Ein wichtiger Vertreter der pessimistischen Lesart wie Hans-Ulrich Wehler hat der Politik eine zentrale Stellung in der deutschen Gesellschaft zugewiesen. Sie sei zusammen mit den sie tragenden sozialen Kräften »ausschlaggebend« für den Sonderweg gewesen. Für den fehlgeleiteten Umgang mit Modernisierungskrisen, der das Kaiserreich auszeichnete, sei die Politik in »entscheidendem Ausmaß« ursächlich. Deutlicher lässt sich der von Wehler vertretene Primat der Politik in der Gesellschaft kaum formulieren.⁷

Diesem Urteil möchte ich hier widersprechen, und zwar gerade mit Blick auf den von Wehler so maßgeblich vorangetriebenen Versuch, die deutsche Geschichte als Gesellschaftsgeschichte zu analysieren. Denn die deutsche Gesellschaft hat im späten 19. Jahrhundert entscheidende Schritte hin zur funktionalen Differenzierung getan. Diese Entwicklung macht es unmöglich, die deutsche Gesellschaft um 1900 als eine kompakte Einheit zu verstehen. Fehlentwicklungen und Deformationen eines Teilsystems können somit nicht umstandslos der Gesamtgesellschaft zugerechnet werden. Sie können damit auch nicht das Urteil über diese Epoche bestimmen. Funktionale Differenzierung, die Unterscheidung von selbständigen Feldern der Gesellschaft, ist ein wichtiges strukturelles Kriterium für die Modernität des Kaiserreichs, indem sie spezifischen Funktionen dienende soziale Praktiken und Felder freisetzte und damit die gesellschaftliche Komplexität steigerte. In dieser Betonung der Relevanz von funktionaler Differenzierung für die Modernität einer Ge-

sellschaft unterscheidet sich mein Ansatz auch von der optimistischen Lesart des Kaiserreichs, bei der es vor allem um Reformen und Emanzipationsprozesse geht.

Mir kommt es im Folgenden vor allem auf die Dynamik an, die in der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs von dieser Form der Ausdifferenzierung ausging. Dafür greife ich fünf Beispiele heraus: die Massenmedien, das Gesundheitssystem, den Sport, die Erziehung und die Kunst. Zunächst zu den Massenmedien, die im 19. Jahrhundert in erster Linie die Tageszeitungen umfassten. Dass die enorme Ausweitung des Marktes für Tageszeitungen die Epoche des Kaiserreichs buchstäblich zum »Zeitalter der Massenpresse« machte, ist keine neue Feststellung. Der Blick auf die rapide Steigerung der Auflagenzahlen und die innere Diversifizierung dieses Marktsegments, das 1914 nicht weniger als 4200 Tageszeitungen umfasste, macht das klar. In Wehlers skeptischer Deutung des Kaiserreichs geht es vor allem um die politische Tendenz der Presse. Zwar hätten liberale Blätter aus den Presseimperien der Verlage Ullstein und Mosse die konservative Tagespresse im Hinblick auf Breitenwirkung und Rezeption auf den »zweiten Rang« verwiesen. Gegenüber dem autoritären politischen Herrschaftssystem sei die liberale Presse aber im Zustand »politische[r] Ohnmacht« verblieben.⁸ Aber ist mit einem solchen, auf die politische Wirkung zielenden Urteil die gesellschaftsgeschichtliche Relevanz der Tagespresse hinreichend erfasst? Ein anderes Bild ergibt sich, wenn wir mit einem differenzierungstheoretischen Blick die besonderen Zugangsweisen zur sozialen Welt als das entscheidende Kriterium für die Modernität des Kaiserreichs verstehen.

Das System der Massenmedien

Aus dieser Perspektive wird erkennbar, dass die gedruckte Massenpresse im wilhelminischen Kaiserreich, insbesondere die Tageszeitungen, mit der enormen quantitativen Ausbreitung auch

einen qualitativen Sprung vollzog. Die Medienberichterstattung differenzierte sich als eine eigenständige Form des Zugangs zur sozialen Realität aus. Als Institution, die Nachrichten in gedruckter Form zusammenstellte und verbreitete, hatte die Presse eine bis in die Frühe Neuzeit zurückreichende Vorgeschichte. Aber erst während des Kaiserreichs machte sich der spezifische Modus der Selektion und Verbreitung von Informationen im Medium der Tagespresse nachdrücklich als ein gesellschaftlicher Eigenwert geltend.⁹ Nun erst führte die Presse, wie jedes ausdifferenzierte Teilsystem der Gesellschaft, zu einer Verdoppelung der sozialen Welt unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Im Fall der Tageszeitungen war dieser Gesichtspunkt die Information, die praktisch im Moment ihrer Verbreitung bereits veraltet war und damit als Nichtinformation umgehend neuen Nachrichten Platz machen musste.¹⁰ Dieser Code der Massenmedien, der berichtenswerte Informationen erzeugt und zugleich veralten lässt, war etwas Neues. Die spezifische Temporalität und Sozialität dieser durch Massenmedien konstituierten Welt war am deutlichsten sichtbar und erfahrbar in der urbanen Welt der großstädtischen Metropole und vor allem in der Reichshauptstadt Berlin.

Berlin war im Jahrzehnt nach 1900 die Stadt mit der größten Dichte an Tageszeitungen in Europa. In der gedruckten Information der Zeitungen entstand jeden Tag aufs Neue eine »Wörterstadt«, wie der Historiker Peter Fritzsche formuliert hat. Diese »Wörterstadt« trat der realen, gebauten Stadt nicht nur ergänzend zur Seite, sondern überlagerte sie zunehmend und repräsentierte sie. Die besondere Flüchtigkeit und Eindringlichkeit der Inszenierungen des metropolitanen Lebens in Text und Bild der Presse pulsierte in ihrem eigenen, differenzierten Rhythmus, nämlich dem der täglich mehrfach, am Mittag, am Abend und nochmals in der Nacht erscheinenden Sonderausgaben. Ein klassisches Beispiel dafür war die seit 1904 bei Ullstein publizierte *BZ am Mittag*, die auf Telefonberichten basierte. Diese Blätter waren durch die Suche nach Aktuellem und

Sensationen geprägt. Es blieb den Leserinnen und Lesern überlassen, was davon für sie interessant war. Eine Lektüreanweisung gab es nicht. Die in der Berliner Tagespresse gesellschaftliches Eigenleben gewinnende »Wörterstadt« avancierte nicht zuletzt deshalb bereits in den Augen zeitgenössischer Beobachter zu einem wichtigen Referenzpunkt für die Erfahrung und Beschreibung von Modernität, da sie in der Fülle ihrer Meldungen und anderen Berichts- und Meinungsformate eines bestätigte: Die Großstadt, in der verschiedenste soziale Prozesse zur selben Zeit ablaufen, ist selbst ein wichtiges Exempel funktionaler Differenzierung.¹¹

Die Ausdifferenzierung eines Funktionssystems und seiner spezifischen Perspektive auf die soziale »Welt« wird von seiner eigenen Innendifferenzierung reflektiert. Zugleich treibt diese den Differenzierungsprozess weiter voran.¹² Die Vervielfältigung der funktionalen Perspektiven in der modernen Gesellschaft bringt es mit sich, dass jede von ihnen in Kontakt mit allen anderen tritt. In der modernen Tagespresse des wilhelminischen Kaiserreichs zeigte sich dies unter anderem durch die zunehmende Binnendifferenzierung der Blätter in Sparten und Ressorts. Neben der Politik gewannen dabei das Feuilleton, die Wirtschaft, Lokales und nicht zuletzt auch Berichte über den Sport an Umfang und Bedeutung.¹³ Der spektakelhafte, auf theatrale Effekte und Episoden eingespielte Duktus der Berichterstattung in den Berliner Zeitungen entzog sich eindeutigen politischen Zuschreibungen. Das zeigt etwa die berühmte Köpenickiade des Schustergesellen Wilhelm Voigt, der im Oktober 1906 mit einer vom Kostümverleiher besorgten Hauptmannsuniform eine Gruppe von Soldaten unter sein Kommando brachte und mit ihnen im Rathaus der Stadt Köpenick, damals noch ein Vorort von Berlin, die Herausgabe von Bargeld erzwang. Die Köpenickiade ist kein Beleg für die Kraft und Reichweite eines autoritären Sozialmilitarismus, als der sie oft interpretiert werden ist. In der Berichterstattung der Hauptstadtpresse war sie in erster Linie eine theatrale Posse unter vielen anderen. Die